

Die „Volkswacht“  
erscheint täglich Nachmittag außer  
Sonntag und ist durch die  
Expedition, Neue Graupenstr. 5/6,  
durch die Post und  
durch Colporteurs zu beziehen.  
Preis vierteljährlich M. 3.10,  
pro Woche 25 Pf.  
Postzeitungsliste Nr. 7102.

# Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit der illustrierten Beilage die „Neue Welt“.

Insertionsgebühr  
beträgt für die fünfgespaltene  
Zeile oder deren Raum  
20 Pfennige, für Vereins- und  
Versammlungs-Anzeigen  
10 Pfennige.  
Inserate für die nächste Nummer  
müssen bis Vormittag 9 Uhr in der  
Expedition abgegeben werden.

Nr. 130.

Donnerstag, den 6. Juni 1895.

VI. Jahrgang.

## Sklaverei und Christenthum.

Die Abschaffung der Sklaverei verdanken wir der christlichen Kultur, dem Christenthum. Wer diese landläufige Behauptung für eine fable convenue (eine Fabel, die man als Wahrheit passiren läßt) hält, lese nur die Reichstagsverhandlung über die Sklaverei in unseren Colonien. Zwar lautete die Vorlage: „Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenraubes und des Sklavenhandels“, den Besitz von Sklaven aber, der doch ohne Sklavenhandel und Raub nicht denkbar ist, vorläufig straffrei. Aber wer wird sich an solche Kleinigkeiten stoßen? Diejenigen, die der „christlichen Kultur“ die Abschaffung der Sklaverei zuschreiben, werden gewiß nicht solche Rücken zeigen, da sie es fertigen bringen, Kameele zu verschlucken und sich nicht daran stoßen, daß die allerchristlichsten Länder und Völker einen schwunghaften Sklavenhandel betrieben haben, zum Theil noch bis in dieses Jahrhundert hinein. Aber daran ist leider die Erbsünde schuld, die verhindert, daß die Menschen nach den schönen christlichen Lehren leben.

Lehrt aber wirklich das Christenthum die Verwerflichkeit der Sklaverei? Nein! Im Gegentheil wird den Sklaven Gehorsam und Demuth gegen die Sklavenhalter anbefohlen und eben diese Lehre hat nicht wenig dazu beigetragen, den Widerstand der herrschenden Klasse im alten Heidenthum gegen das Christenthum zu bestigen. Die Reichen erblickten im Christenthum eine willkommenen Religion, ihren „unbotmäßigen Sklavenpöbel“ (um mit dem preussischen Kriegsminister zu reden) im Zaume zu halten.

Aber doch wenigstens gemildert hat das Christenthum das Loos der Sklaverei und ihr Joch gelockert? Auch das ist nicht wahr! Die christliche Liebeslehre ist auch hierin eine platonische gewesen, unfruchtbar für die Praxis. Auch im Sklaven den Menschen zu schätzen, haben schon vor dem Christenthum die stoischen Philosophen empfohlen. Und der Verkehr zwischen Herren und Sklaven in manchen Stellen der griechischen und römischen Literatur ist derart, hat so wenig Herrisches auf der anderen Seite, daß sich die meisten unserer Fabrikanten entsetzen würden, wenn man ihnen zumuthete, auf solchem Fuße mit ihren Arbeitern zu verkehren. Kommt doch sogar bei Euripides (480 bis 405 vor Chr. Geb.) die Stelle vor: „Was den Sklaven Schande bringt, ist einzig nur der Name; sonst in

Allem ist ein Sklave ja nicht schlechter als die Freien, wenn er wacker ist.“

Die Sklaven als Klasse waren überhaupt im Alterthum besser daran, in vielen Stücken wenigstens, als die modernen Lohnarbeiter. Das ist ganz natürlich. Der Sklave repräsentirte einen Werth; wurde er krank und ging er zu Grunde, so war das für den Besitzer eine Einbuße von so und so viel Geldstücken. Die Sklavenhalter hatten ein Interesse daran, daß ihre Sklaven gesund blieben. Welches Interesse haben aber moderne Arbeitgeber an Leben und Gesundheit der Arbeiter? Die industrielle Reservearmee, das heißt das Heer der Beschäftigungslosen, ist ja (Dank der modernen Technik) groß genug, um jede entstandene Lücke im Arbeitspersonal sofort wieder zu schließen. Kein Wunder, daß der Bourgeois durchschnittlichen Kalibers besser sorgt für sein Pferd und seinen Bernhardiner, die Frau Commerzienrathin zärtlicher fühlt für ihren Seidenpintischer und ihre Kage, als für ihre Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen und Diensthoten. Wenn dem Bauern ein Stück Vieh zu Grunde geht, jammert er und raufst sich die Haare, wenn ihm ein Knecht krank wird und stirbt, macht er sich oft nicht viel daraus.

Aber sind wir nicht böse Menschen? Werden nicht auch allerhand Wohlfahrtsvereinigungen von den Arbeitgebern für die Arbeiter geschaffen? Et gewiß. Kennst Du, lieber Leser, das Heine'sche Gedicht: „Das Sklavenschiff?“ Unter den sechshundert schwarzen Sklaven des Dlynheern van Rork ist eine Epidemie ausgebrochen. Der Schiffsarzt erklärt sie als Folge der Melancholie und Langeweile und verordnet dagegen Musik und Tanz. Sofort befehlt der menschenfreundliche Dlynheer:

„Musik! Musik! Die Schwarzen soll'n  
Hier auf dem Verdecke tanzen!  
Und wer sich beim Hopfen nicht amüßirt,  
Den soll die Peitsche kuranzeln!“

Und während die Schwarzen auf Commando die Tanzbeine schwingen, betete der fromme Biederermann:

„Verschone ihr Leben um Christi will'n,  
Der für uns alle gestorben!  
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,  
So ist mein Geschäft verdorben!“

So oft wir von Wohlfahrtsvereinigungen lesen, fällt uns dieser wackere Holländer ein.

Wenn das Christenthum die Sklaverei abgeschafft hätte, so müßte es noch viel mehr die Lohnarbeit abschaffen, da der „freie“ Lohnarbeiter, wie gesagt, vielfach schlimmer daran ist als der unfreie Sklave, und

das ist eben die „Freiheit“, für welche Vollblut-Capitalisten à la Stumm schwärmen.

Die Behauptung, das Christenthum habe die Sklaverei abgeschafft, ist ebenso kindisch, als wenn Jemand meinte, der Pfiff der Lokomotive habe die Lohnfuhrwerkerei abgeschafft. Das Christenthum ist nur die Begleitercheinung einer ökonomischen Entwicklungsperiode, welche die Sklaverei überflüssig machte und die Ausbeutung mittelst Lohnarbeit an Stelle der Ausbeutung mittelst Sklaverei setzte.

Und das ist selbstredend, trotz alledem und alledem, ein gewaltiger Fortschritt, wie der Umschwung der Production selbst, aus dem sie entsprungen ist. Die Freiheit der Proletarierklasse, obzwar wirtschaftliche Vogelfreiheit bedeutend, ist die Vorbedingung zur Entfaltung klassenbewusster Organisation behufs Eroberung der wirklichen Befreiung des Proletariats und Beseitigung jeder Art von Sklaverei durch den Socialismus. „Gerade die moderne große Industrie, die aus dem an den Boden gefesselten Arbeiter einen vollständig besitzlosen, aller überkommenen Ketten los und lebigen vogelfreien Proletarier gemacht, gerade diese ökonomische Revolution ist es, die die Bedingungen geschaffen hat, unter denen allein die Ausbeutung der arbeitenden Klasse in ihrer letzten Form, in der capitalistischen Production, umgestürzt werden kann.“ (Fr. Engels, Zur Wohnungsfrage.)

Der capitalistische Klassenstaat, der auf Lohnsklaverei gegründet ist, verwirft zwar die coloniale Sklaverei pharisäisch mit dem Munde, aber duldet sie in der Praxis; er bestraft Sklavenraub und -Handel und duldet den Besitz, wie er die Rupperei bestraft, aber die Prostitution, ohne die er nicht leben kann, protegirt. Es war nur consequent, daß der „christliche“ Reichstag den Antrag der unchristlichen Socialdemokraten Wolkubähr und Stadthagen, den Besitz oder die Erwerbung eines Menschen durch ein Rechtsgefäß unter Strafe zu stellen, ablehnte.

Das Christenthum wird die Sklaverei in den Colonien so wenig beseitigen, so wenig es die Sonntagsruhe durchgesetzt hat. Wie dieses, so wird auch jenes nur die Socialdemokratie fertig bringen.

„Ich habe gethan, was Du nur maltest,“ wird mit Fiesco zum Maler Romano einst die Socialdemokratie sprechen können.

## Saideblümchen.

Novelle von Franz Lauffötter.

2]

(Nachdruck verboten.)

„Das sind oftmals die Schlimmsten, Herr Wirth, und gar mancher Gewohnheitsstrinker schüttelt sich, wenn er einen Schnaps hinter die Binde gegossen hat, wie ein Hund, den man aus dem Wasser zieht. Ich habe einen gekannt in meiner Jugend, der trank den Schnaps wie Wasser, aber nach jedem Schluck zog er ein Gesicht, als ob er gehentt würde, und dabei machte er den stereotypen Wis: „Br! was schmeckt das abscheuliche Zeug gut!“ Sein Grundsatz war: Vor dem Schnaps einen Schnaps trinken und nach dem Schnaps wieder einen Schnaps trinken.“

„Das macht jedesmal drei Schnäpse.“  
„Allerdings. Sie sehen also, daß man sich in einem Menschen täuschen kann. . . . Uebrigens will ich Ihnen im Vertrauen einen guten Rath geben.“

„Nun, und der wäre?“  
„Man soll mit dem Namen Cognac keinen Mißbrauch treiben. . . . oder sollten Sie sich vielleicht in der Flasche vergiffen haben? Es wäre ja immerhin möglich.“

Der Wirth merkte, wohin der junge Mann mit seinen Neben zielte. Er stand auf, ergriff die Flasche, woraus er eingegossen, und setzte sie mit einem gewissen Nachdruck vor ihn hin.

„Bitte, lesen Sie,“ sagte er dann beleidigt.

„Sie sind entschuldigt!“ lächelte der junge Mann; „die Etiquette trägt die Aufschrift „Cognac“, und noch dazu in Goldbuchstaben, was man eigentlich gar nicht verlangen kann. Kennen Sie Goethes „Faust“, Herr Wirth?“

„Meinen Sie vielleicht den alten Mitter, der eine eiserne Faust hatte?“

Der Gast lächelte und blickte zu dem jungen Mädchen hinüber, welches ebenfalls kicherte, da ihm das Mißverständnis des Vaters Köhling ungemein komisch vorkam.

„Nun, das schadet nichts, Herr Wirth, ich wollte nur bemerken, daß Goethe einmal sagt: „Die Bottschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“, d. h. in diesem Falle: die Etiquette seh' ich wohl, allein. . . . Wenn ich nicht den Namen „Cognac“ deutlich auf der Flasche sähe, so würde ich darauf schwören, soeben Kartoffelschnaps mit Zucker getrunken zu haben. Wie sich doch der Mensch irren kann! Wenn nur das Papier sich nicht so geduldig bedrucken und die Flaschen nicht so widerstandslos belieben ließen und die Schnapsfabrikanten nur nicht solch' große Schelme wären. . . . Sie trifft übrigens kein Vorwurf, mein Lieber. . . .“

„Aha!“ dachte der Wirth, „Böglein, ich kenne Dein Gepiepe, Du machst meinen Schnaps schlecht, um mir Deinen, der gewiß noch schlechter ist, anzujubeln. Aber Du sollst Dich schneiden, Schlauchkopf.“

„Sie sind wohl Schnapsreisender?“ sprach er dann laut, wobei ein unbeschreiblich selbstgefälliges Lächeln auf seinem breiten Gesichte lag.

Der Gast brach in ein lautes Lachen aus, da ihm die Ueberschlaueheit des Wirthes belustigte.

„Sagte ich es nicht?“ wandte dieser sich triumphirend an seine Frau und das junge Mädchen. „Zeugnen Sie nicht, mein lieber Reiseontel; ich sah es Ihnen sofort an, als Sie in's Zimmer traten und sagte es direct zu meiner Frau. Der alte Köhling hat einen scharfen Blick, er sieht jedem Menschen durch Rock und Weste in's Herz hinein.“

„Durch ein Brett können Sie sehen,“ scherzte der Andere, „vorausgesetzt, daß ein Loch darin ist.“

„Spotten Sie nur. . . zu leugnen wagen Sie ja doch nicht.“

Der Fremde nahm eine Karte aus seinem Taschenbuche und überreichte sie dem Wirth.

„Felix Killing, Maler,“ las dieser und sah ganz verdußt bald den Fremden und bald die Karte an, während die Stiefa lustig in die Hände klatschte.

„Ja. . . aber. . . ich glaubte. . .“ stammelte der Wirth.

„Sie glaubten, jeder Mensch, der einen Cognac zu tagiren versteht, müßte ein Schnapsreisender oder ein Schnapsstrinker sein. Das ist ein Irrthum Ihrerseits, meine Kenntnisse in dieser Branche sind mehr theoretischer Natur,“ lächelte er fein. „Uebrigens muß ein Mensch in den heutigen Zeiten, wo Alles verfälscht und vermanstet wird, keine Spur von Geschmack haben, wenn er nicht bald zu der Uebersetzung kommt, daß es Cognac giebt, der sich von ganz gewöhnlichem Kartoffelschnaps nur durch die Etiquette und den höheren

# Politische Rundschau.

— Ein neuer Umsturzrummel? Die Nationalliberalen sind bereits wieder an der Arbeit, die Regierung in eine neue Umsturzvorlage hineinzutreiben. Der bekannte nationalliberale Mitarbeiter der „Hamb. Nachrichten“, welcher in der letzten Reichstagsession bei der Umsturzvorlage im Vordertreffen stand, meint, daß aus dem Scheitern der Umsturzvorlage die richtige Lehre gezogen werden müsse, auf anderem Wege wie auf dem Boden des gemeinen Rechts die Socialdemokratie zu bekämpfen. Fürst Hohenlohe habe in seiner Programmtrede feierlich erklärt, die Regierung könne dem durch den Wegfall des Socialistengesetzes eingetretenen Gebenlassen nicht mehr zusehen. „Wenn sie jetzt, nach dem ersten gescheiterten Anlaufe, ihrer Pflicht ledig zu sein und die Hände in den Schoos legen zu können glaubte, — nicht Freund noch Feind würden das verstehen. Wir fürchten nicht, daß man der gegenwärtigen Regierung diese Selbstpreisgebung werde nachsagen können.“ Jetzt fehlt wohl nur irgendwo ein kleines Attentat oder ähnliches, um den ganzen Schwindel neu aufleben zu lassen? Uns kann's schon recht sein!

— Weßhalb der Reichstag geschlossen worden ist, war nach dem christlich-socialen „Volk“ bis jetzt ein Geheimniß, ist aber von diesem Blatte nunmehr glücklich entdeckt worden. Daran erfolgte die Schließung, ehe der Reichstag auch nur einen Bruchtheil seiner wichtigsten Auftrag erfüllt hatte, aus Furcht, daß sonst noch der Antrag König zur weiteren Berathung und zur Annahme im Plenum hätte gelangen können!!! Es geht doch nichts über eine üppige Phantasie.

— Krieg im Frieden. In der letzten Woche fanden in der Flensburger Förde bei Sonderburg nächtliche Torpedobootsmanöver statt. Das Torpedoboot S 53 rannte in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni das Torpedoboot S 56 an. Der Maschinenraum von S 56 füllte sich mit Wasser, während dem S 53 das Vordertheil umgebogen wurde. Einen Tag früher rannte das Torpedoboot S 35 dem Torpedoboot S 41 den hinteren Theil (Bug) ein, während ihm der Vordertheil auf 2 Meter umgebogen wurde. Die Schiffe fuhren nach der Küste. Während des Unfalls, Nachts, fuhren sie, wie bei jedem Angriff, ohne Licht. Die Mannschaften sind mit dem Schrecken davon gekommen.

— Ein preussischer Ruherbeamter. Der Polizeiverwalter von Tilsit, Wislitzki, erklärt in der „Tilsiter Zeitung“ die Angaben der Tilsiter „Allgem. Zeitung“ über die Behandlung russischer Unterthanen für unwahr. Er hat deshalb Strafantrag gestellt. Die gerichtliche Verhandlung wird näheren Aufschluß geben. Hoffentlich auch über die übrigen Anklagen des genannten Blattes gegen Herrn Wislitzki.

— Eine Ausdehnung der Unfall-Versicherung auf die Besatzung der Hochseefischereidampfer beschäftigt, wie die Köller'sche „Berl. Corr.“ mittheilt, zur Zeit den Bundesrath. Nach dem Seemannsversicherungsgesetz von 1887 unterliegt die Besatzung von Fischereidampfern der Unfallversicherung, die in

diesem Falle durch die Seerberufsgenossenschaft zu erfolgen haben würde, nur insoweit, als sie durch Beschluß des Bundesraths für versicherungspflichtig erklärt worden ist. Der dem Bundesrath vorliegende Entwurf über die Erweiterung der Unfallversicherung nimmt in Aussicht, die Fischeret in die allgemeinen örtlichen Versicherungsgenossenschaften, die der Entwurf vorsieht, einzubeziehen und die Versicherungslasten auf breitere Schultern zu legen. — Es ist nicht zu erhoffen, daß sich dieser Entwurf von den mancherlei schweren Fehlern, welche unserer Unfallversicherungsgesetzgebung anhaften, frei machen wird.

— Die Sklaven der Agrarier. Freiherr v. Seyl und die anderen nationalliberalen Culs des Bundes der Landwirthe haben bekanntlich mit den Agrariern gemeinsam den Vorstoß gegen den argentinischen Handelsvertrag gemacht. Die „Nationalzeitung“ wird jetzt anlässlich und schreibt:

Wir bedauern, daß die nationalliberale Fraction des Reichstags einigen ihrer Mitglieder gestattet hat, eine derartige, die Interessen Deutschlands gefährdende Action zu eröffnen. Die nationalliberale Partei hat allerdings seit länger als einem Jahrzehnt die wirtschaftlichen Fragen als „offene“ behandelt. Ob das aufrichtig zu erhalten sein wird, wenn diese Fragen noch lange die Bedeutung behalten, die ihnen gegenwärtig zukommt, wollen wir heute nicht unteruchen. Aber es muß ein Maß in allen Dingen sein, auch in der Behandlung „offener“ Fragen. Die nationalliberale Fraction des Reichstags hat fast einmüthig für den Handelsvertrag mit Oesterreich gestimmt, nur fünf ihrer Mitglieder votirten dagegen; und für den Vertrag mit England haben zwei Drittel der Fraction ihre Stimmen abgegeben. Nach einer derartigen Stellungnahme mag man der Minderheit immerhin weiter gestatten, ihre Ansichten durch Abstimmung geltend zu machen; aber zuzulassen, daß sie im Bunde mit den erbittertesten Gegnern jener Handelsvertragspolitik gegen diese einen umfassenden Angriff erörtern, das scheint uns mit den Voraussetzungen jedes Parteizusammenhalts unvereinbar. Man hätte dem Herrn Freiherrn v. Seyl zu Hornsheim die Wahl stellen sollen, auf die Einbringung seines Antrages zu verzichten oder aus der Fraction auszuscheiden.

Aber was hilft das Klagen. Die Mehrheit der Fraction fraternisirt mehr oder weniger offen mit den Agrariern.

— Ueber die in Württemberg vorgenommenen Tarifreformen (zehnjährige Müchfabrikanten; Landessahrfabrikanten, die für den ganzen Staat gelten, und Jahrs-Einkäufer mit beträchtlichem Rabatt) theilte Ministerpräsident v. Wittmann in der Kammer mit, daß die vom preussischen Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhaus bedauerten ungünstigen Erfahrungen in Württemberg nicht gemacht worden seien. Mißbräuche hätten sich nicht gezeigt, die Einnahmen seien nicht zurückgegangen. Die Zahl der Landessahrfabrikanten betrug 1894: 13,494 mit einer Einnahme von rund 227.000 Mk. (1. Bl. 17, 2. Bl. 2713, 3. Bl. 10,764).

— Eine Deputation der Münchener Maurer, die sich beim bayerischen Kriegeminister darüber beklagt hatte, daß bei französischen Bauten der Unternehmer vorwiegend billiger italienische Arbeiter beschäftige, referirte in einer Maurerversammlung über den ihren gemordeten Beiseid. Danach hat der Kriegeminister die Deputation sehr gut aufgenommen. Er gab das Versprechen, daß bei einer neuen Submission dem Unternehmer auferlegt werden soll, in erster Linie

ortsansässige, steuerzahlende Arbeiter zu beschäftigen. Auch soll der Unternehmer gehalten werden, einen mittleren Durchschnittslohn zu bezahlen. Bei allenfallsiger Nichterhaltung dieser Bedingungen soll der Vertrag sofort gelöst werden. Es ist ein von der organisirten Arbeiterschaft stets vertretener, sehr guter Gedanke, darauf zu bringen, daß bei Vergabung öffentlicher Arbeiten den Unternehmern die Zahlung eines guten Lohnes zur Bedingung gemacht wird. Die Befugniß dazu, eine solche Bedingung zu stellen, haben die Behörden unzweifelhaft. Damit würde dem sinnlosen, oft geradezu unerhörten Preisdrücken, das schließlich doch nur der Arbeiter zu entgelten hat, wenigstens etwas entgegengewirkt. Und zugleich würde eine nicht zu unterschätzende Gewähr für gute Arbeitsausführung geschaffen. Diese Gewähr fällt nahezu ganz hinweg, wenn der Unternehmer es darauf abgesehen hat, möglichst viel Profit aus den Arbeitern herauszuschinden. Schlechte Arbeit, Bauunfälle, Unzuträglichkeiten aller Art sind die Folge davon.

Ueber den österreichischen Wahlreform-Entwurf, der, wie schon kurz gemeldet, nunmehr veröffentlicht ist, spricht sich unser Wiener Parteiorgan u. a. folgendermaßen aus:

„... Ueber die Zahl und die Vertheilung der Mandate läßt sich eigentlich gar nichts sagen. Eine Wahlordnung, welche für 5402 Großgrundbesitzer 85 Mandate und für 700,000 Arbeiter 13 Mandate kennt, ist eine solche Ungeheuerlichkeit, daß sie eigentlich unfassbar ist. Der Bericht rühmt sich stolz, daß er den Wahlberechtigten, deren im Jahre 1891 1,726,272 waren, zwei Millionen neuer Wähler zuläut, und diese zwei Millionen Menschen werden 47 Abgeordnete wählen, wogegen die kleinere Zahl der alten Wähler 353 Mandate behält. Der böhmische fideicommissarische Großgrundbesitz wählt fünf Abgeordnete und zählt 45 Mitglieder; neun Menschen schicken einen Vert. eter ins Abgeordnetenhaus. Sämmtliche Arbeiter von Böhmen, von deren Arbeit alle diese Privilegirten leben, erhalten vier Mandate zugewiesen. Ein Abgeordneter entfiel in der Wahlen von 1891 auf 63 Wähler im Großgrundbesitz, auf 2592 in den städtischen Wählerbezirken und auf 10.918 Wähler in den Landgemeinden. In der neuen Kurie werden bei den Steuerwählern 40,000, bei den Arbeitern 55,000 Menschen einen Abgeordneten wählen. Der Bericht versucht natürlich auch gar nicht, diese Ungeheuerlichkeiten zu rechtfertigen. Die Zahl der Mandate für die Arbeiter wird damit begründet, daß die Arbeiter dadurch eine Vertretung erhalten, wie sie sie in viel industriereicheren Ländern auch bei eingeführtem allgemeinen, gleichen Wahlrecht erst nach hartem Kampfe zu erringen vermochten. Wenn die Arbeiter in einem wirklichen Wahlkampf auch nicht ein Mandat nach Hause brächten, wäre ihnen eine ernste Wahl werthvoller als eine abgemachte Scheinvertretung, die jedes politische Empfinden erstickt. Es ist klar, daß die 13 Mandate reine Zufallsfische sind, das Subcomité hätte ebenso zu jeder anderen Ziffer greifen können. Die 13 Mandate, mit indirecten Wahlen und beschränktem Wahlrecht, sind für die

Preis unerschreibet. Und damit wollen wir unser geistreiches Gespräch beendigen. . . Geben Sie mir noch einen Cognac, auf einem Beine kann man nicht stehen, und das Gewitter scheint sich noch nicht vergießen zu wollen. . . Wenn ich ihn auch gegen die Natur trinken soll, getrunken soll er werden zur Versöhnung zwischen uns Beiden. . . Und dann wollen wir die Friedenspfeife rauchen.“

Er bot dem Wirth eine Cigarre an und bald stiegen duffige Rauchwolken zur Zimmerdecke empor. Dem Kronenwirth geßel sein junger Gast, und neugierig, wie er war, hätte er gern Näheres über ihn und den Zweck seiner Reise erfahren.

„Kommen Sie von Vorschheim?“ fragte er.

„Ich bin dort vor zwei Stunden mit der Bahn angekommen von Düsselberg, wo ich wohne.“

„Und wohin geht Ihre Reise, wenn man fragen darf?“

„Nach Neuburg.“

„Sie wollen dort die Kur gebrauchen?“

„Um Gotteswillen, sehe ich denn aus wie ein Schwandhändler?“ lachte Jener. „Ich habe das Rheumatischen und haben noch nicht nötig; ich will in Neuburg einen schwerkranken Freund besuchen. Der arme Red wird es wohl nicht lange mehr machen, eine Rettung ist für ihn nicht mehr machbar, eine Rettung ist für ihn nicht mehr möglich, da die Lunge fort ist. Neuburg gibt den armen Lungensüchtigen gewöhnlich den Tod.“

„Die Richter kommen erst, wenn jede Hoffnung

vergebens ist,“ sagte Kiska, während eine helle Röthe ihre Wangen überzog. „Der mit einem Fuße bereits im Grabe liegt, für den ist überhaupt keine Rettung mehr. Oder meinen Sie, das Neuburger Raifwasser könnte einem Kranken die verlorene Lunge wiedergeben?“

Er wandte unwillkürlich bei dem Klange ihrer Stimme seine Augen zu ihr hin, konnte aber wegen der Dunkelheit, die im Zimmer herrschte, nicht viel mehr als die Umrisse ihrer Gestalt erkennen. Aber das genügte seiner Phantasie, in der es von schönen Frauengehaltes wimmelte und im Verlaufe eines Augenblicks konnte er in seinem Geiste ein herrliches Frauenbild auf.

„Sind Sie vielleicht eine Neuburgerin?“ redete er sie an.

Sie nickte. In demselben Augenblick zuckte ein heller Blitz durch's Zimmer und der Gast erkannte ganz deutlich die Züge des jungen Mädchens. Die Wirklichkeit blieb allerdings hinter seinem Phantasiegebilde weit zurück, das machte er sich gar nicht, aber doch hatte ihr Gesicht, trotz seiner mangelnden Regelmäßigkeit, etwas Anziehendes, und der Ton ihrer Stimme war ungemein bezaubernd.

„Wie kommen Sie denn nach Neuburg bei dem Gewitter?“

„Ich konnte ebenso wie Sie von Vorschheim und habe hier vor dem Gewitter Unterschlupf gefunden.“

„Dann waren Sie gewiß die weibliche Person, die ich auf dem ganzen Wege bellend vor mir sah, aber trotz meiner Anstrengung nicht erkennen konnte.“

„Ich bin tüchtig ausgeschritten,“ lachte sie, „da ich dem drohenden Gewitter entgehen wollte, was mir auch gelungen ist.“

„Sie haben mehr Glück gehabt, als ich. . . Sie wollen sicherlich auch heute noch nach Neuburg.“

„Wenn das Gewitter vorbei ist.“

„Dann können wir ja zusammen reisen.“

Sie antwortete nicht, aber er nahm ihr Schweigen für eine Zustimmung.

„Was halten Sie vom Kriege, Herr Maler?“ fragte der Kronenwirth, dem diese Frage längt auf der Zunge brannte. Als einem eifrigen Politiker und Vater eines Sohnes, der „mit dabei“ war, kann man ihm dies eben nicht verdenken.

„Er wird bald zu Ende sein,“ antwortete der Fremde, die Oesterreicher haben gestern eine große Schlacht verloren. . .“

„Was Sie sagen!“

„Die heutigen Zeitungen bringen die Nachricht. Bei Königgrätz in Böhmen ist es gewesen; meine Landesknechte haben sich wacker gehalten. . . Aber viel Blut ist geflossen und mancher Soldat hat sein junges Leben lassen müssen.“

„O Gott, o Gott!“

Die Blide Aller wandten sich der Frau zu, welche bisher regungslos und ohne Theilnahme am Gespräch dagestanden hatte.

„O Gott, o Gott, unser Feind!“

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiter eine freche, hohnvolle Beleidigung, ein dreifacher Schimpf, den sie mit aller Entschiedenheit ihres guten Rechts zurückweisen. Der Entwurf des Subcomité's kann und wird nie Gesetz werden. Dieser Vorschlag hat nicht den geringsten reformatorischen Sinn; von dem Werthe, den ein allgemeines, ernsthaftes Wahlrecht für die staatliche Gemeinschaft besitzt, ist dem corrupten Volk im Subcomité auch keine Ahnung aufgegangen. Der Entwurf ist schlechter als alle Vorschläge, die bis nun aufgetaucht sind, er pflöpft alle nur möglichen Ungerechtigkeiten auf einander. Es ist in blöder, rein formaler Gei, der diese Mißgeburt erzeugt; man merkt allen Bestimmungen deutlich an, wie sie im Kampfe um die Beute, im Schacher um parteimäßige Vortheile zu Stande gekommen sind. Von einer sachlichen Begründung, einer inneren Gerechtigkeit ist auch nicht ein Hauch über diese traurigen Menschen gekommen. Alles ist rein mechanisch aneinandergereiht, und eine Ungeheuerlichkeit folgt der anderen. Die neue Krone wird eine städtische mit directer und indirecter, eine Landgemeindenkurie mit indirecter und eine Arbeiterkurie mit indirecter Wahl sein. Alles wird eingegittert und abgeschlossen vor lebendiger Behandlung; aus den Bestimmungen spricht die wahrhaftige Angst vor den Socialdemokraten heraus. Dieser Entwurf wird nie Gesetz werden. Er wird aber ewig zeugen für den verblendeten und brutalen Geist der herrschenden Klassen dieses Landes. Der Bericht des Subcomité's ist ein Document, das für den geistigen und moralischen Verfall der besitzenden Klassen Oesterreichs beweist. Der Wahlreformentwurf des Subcomité's ist ein Denkmal der Schande der Coalition."

In der Schweiz, jetzt der Gedanke der Proportionalwahl seinen Siegeszug von Canton zu Canton fort. In Basel haben unsere Genossen neuerdings die Anregung zur Einführung des Proportions gemacht, worauf das aus Vertretern aller Parteien seit Jahren in Basel bestehende Initiativcomité sich damit beschäftigte und beschloß, von sich aus das Initiativbegehren und die Unterfertigungssammlung in die Hand zu nehmen. Es sind 1000 Unterschriften nöthig, man hofft deren über 3000 aufzubringen. Die socialdemokratische Partei hat sich mit dem Vorgehen des Initiativcomité's einverstanden erklärt und nun in den letzten Tagen auch die freisinnige Partei, welche noch vor vier Jahren das Proportionsbegehren mit den absurdesten Argumenten bekämpfte. Die freisinnige Partei verlangt hier, daß der „Proporz“ nicht bloß auf die Cantonsparlamente beschränkt bleibe, sondern auf den Bürgerrecht und die evangelisch-reformirte Synode ausgedehnt und ferner die obligatorische Stimmabgabe eingeführt werde, womit die Socialdemokraten natürlich einverstanden sind. Bezüglich letzterer Forderung ist bemerkenswerth, daß unsere Baseler Genossen schon vor Jahren das Obligatorium der Stimmabgabe forderten, dafür aber im Cantonsrath nur 6 bis 7 Stimmen erhielten. Nun fordert die herrschende Partei selbst das Obligatorium. Wie rasch sich doch die Gunsten der Socialdemokraten die Zeiten ändern! Der „Proporz“ steht auch im Canton Bern auf der Tagesordnung. Nachdem sich unsere Genossen dafür schon vor einiger Zeit erklärten, hat nun die conservativ-partei beschlossen, für die Einführung der Proportionalwahl die Volkinitiative zu ergreifen. Das proportionale Wahlverfahren soll sich erstrecken auf die Wahl der Regierungs- und Ständeräthe, des Cantonsrathes und event. des Obergerichtes. Außer Socialdemokraten und Conservativen werden die Katholiken im Jura und ein Theil der Freisinnigen die Unterschriftenbogen unterschreiben, sodas der Erfolg der Campagne gesichert scheint. — Die Berner Regierung hat dem Cantonsrath einen Gesetzesentwurf vorgelegt, wonach das ausschließlich im Wirthschaftsbetriebe beschäftigte Personal wöchentlich einen ganzen Tag oder zwei halbe Tage dienstfrei haben soll, innerhalb des Monats müssen zwei halbe Feiertage auf Sonntagsvormittag fallen. In bestimmten Fällen können vorübergehend Ausnahmen bewilligt werden. Mit 79 gegen 56 Stimmen hat dagegen der Große Rath des Cantons Bern die Regierung zur Vorlegung eines Gesetzes zum Schutze der Arbeiterinnen und der dem Fabrikgesetz nicht unterstellten Arbeiter (ähnlich wie in Frankreich und Luzern) eingeladen. Gleichzeitig fast mit diesen Schritten des Großen Rathes nach vorwärts hat die Regierung einen solchen nach rückwärts gemacht, indem sie durch ein Decret die Einleitung von Initiativgesetzen zu erschweren sucht. Schon regt sich aber das Volk, und die Regierung wird wohl oder übel den Schritt nach rückwärts wieder zurücknehmen müssen, wenn sie nicht mit Gewalt vorwärts geschoben sein will. — Aus Zürich wird gemeldet: Herr Gertsch,

der Disciplinmajor, der durch seine bekannte Broschüre den Gegnern des Volksherees in Deutschland besonders Wasser auf ihre Mühle lieferte, wird nun auch im Nationalrath zur „Behandlung“ kommen. Die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrathes beauftragte ihr Mitglied, den Oberst Künzli, im Rathe die angebliche Disciplinlosigkeit zur Sprache zu bringen. Da viele Offiziere Mitglieder des Nationalrathes sind und manche von ihnen preussische Offiziere haben, so wird die Discussion sehr interessant werden. Die Gegner der Miliz — es giebt auch in der Schweiz solche — werden nicht hinter dem Berge halten. Wer bei der Discussion sachlich den Kürzeren ziehen wird, ist voraussehen. Die „Königliche Zeitung“ sei auf diese Gelegenheit, ihre Kenntnisse von der schweizerischen Armee zu „redigieren“, aufmerksam gemacht.

Dem italienischen „Retter des Staates und der Monarchie“, Herrn Crispi, sind noch andere gefährlichere Feinde erstanden, als wie es die italienischen Socialisten und Radikalen und auch seine bekannten persönlichen Feinde sind. Die im Figaro mit großem Geschick ausgelesenen und zusammengetragenen Crispi-Urkunden stammen weder von Cavallotti noch von Giolitti her. Die Veröffentlichung des Figaros hat die diplomatischen Kreise in Rom in große Gährung versetzt. Man möchte gern erfahren, wer die vielgelesene Pariser Zeitung dazu bewogen hat, mit so viel Kunst Crispi vor der ganzen Welt zu discreditieren. Vieles deutet auf hochstehende Personen hin, die ihre Thaten ohne große Anstrengung unter der Unverantwortlichkeit von noch Höherstehenden verbergen können. Nur eine Glosse kann die geheimnißvolle Thatsache ungefähr klären. In der berühmten Wahlrede im römischen Teatro Argentina am 23. Mai, in Crispi sich so ganz und gar als Dictator aussprach, waren die Anfangs- und Endworte hauptsächlich bemerkenswerth. Crispi fing mit der Erklärung an, in einer schlimmen und gefährlichen Stunde habe die ganze Nation auf ihn die Augen gerichtet, und der König habe, dem Wunsche der Nation entsprechend, ihn zum Staatsretter einberufen, da alle anderen dazu unfähig waren. Die Endworte sagten: in der Wahlcampagne handle es sich um die Wahl zwischen Monarchie und Anarchie. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß es auch Freunde der Monarchie giebt, die aus diesem Dilemma durch andere Mittel heraus wollen, als durch die einzige Stütze des 76 jährigen Crispi. Dessen gefährliche Dictatur so rasch als möglich zu überspringen scheint diesen Monarchisten viel monarchischer zu sein. Es wäre unklug, diese Andeutung weiter ausspinnen zu wollen.

Im französischen Senat hat vor Pängiten noch Herr Bérenger ein sittenpolizeiliches Melodrama aufgeführt. Philiströser Wirtkopf, entrüthet er sich über die freßenden Schäden, die der Organismus der bürgerlichen Gesellschaft aufweist, und glaubt zu ihrer Heilung alles gethan zu haben, wenn er darüber den Schleier der Ehrlichen Liebe, will sagen den Uniformmantel des Ergots, des Politikers deckt. Daß die Prostitution ein notwendiger Bestandtheil der capitalistischen Wirthschaftsweise ist, in der recht vielen anderen Uebeln auch dieses die Wurzeln seiner Kraft hat, dazu erhebt sich nicht die Einsicht dieses männlichen Blauschneiders, der die Vogelstrauchpolitik als Panacee für sociale Mißstände betrachtet. Je tiefer die Lebenshaltung der Masse, je niedriger die Löhne, je größer der Bedarf der Unternehmerschaft nach wohlfeilen und willigen Arbeitskräften, je verelender die Masse, je schroffer der Gegensatz zwischen Reich und Arm, um so größer die Armee der Lohnbirnen. Die unterbezahlte Weibarbeit, die trotz überlanger Arbeitszeit den Unglücklichen nicht des Lebens strengste Nothdurft gewährt, ist der Springquell der Prostitution. Die Bourgeoisie, deren Heirathsalter weit höher ist als das der Proletarier, braucht die Prostitution, die eine gesellschaftliche Massenerscheinung unter der Herrschaft des Großcapitalismus geworden ist. Herr Bérenger entsetzt sich über die wachsende Sittenlosigkeit und ruft nach Polizei. Er sieht, daß die „Freudenmädchen“ ihr unseliges Gewerbe auf offener Straße treiben und sich anbieten, — das Ausprechen auf der Straße (l'accrochement, sprich: lafroschung, eigentlich das Anhängen, Anhalten) bei Androhung harter Strafen verbietet. Auf dieser Stufe steht die socialpolitische Erkenntniß des Senators Bérenger. Der Senat hat den ersten Paragraphen abgelehnt, und der ganze Gesetzesentwurf wird dem § 1 folgen. Aber nicht aus höherer Einsicht, nicht mit dem Wunsch und Willen, durch eine einschneidende sociale Reform die Zustände zu bessern, verwirft der Senat, diese Schwefelblitze des Panama-

klügel, den Entwurf. Ihm erscheint die Prostitution als ein Erwerbzweig der modernen Production, nöthwendig für die Bedürfnisse der oberen Zehntausend, dem man durch solche Polizeivorkehrungen nicht beikommen will und nicht beikommen kann.

**Parteiangelegenheiten.**

**Der Vertragbruch** in der Angelegenheit des Dresdener Walbischlöhens veranlaßt selbst den conservativen „Glöthaltoten“ zu der Bemerkung: „Die Walbischlöhens-Brauerei scheint von einem Fehler in den anderen zu verfallen: erst pactirt man und dann besinnt man sich wieder eines anderen. Consequent ist das zum mindesten nicht.“

**Vom Militärbojott.** Nicht weniger als 29 Localitäten, darunter fast sämtliche bedeutenderen Tanzsäle, sind in der Stadt Bremen durch die Militärbehörde bojottirt; ferner in Halstedt 10, in Sebaldsbrück 2, in Woltmershausen 5, in Schwachhausen 5, in Hemelingen 9 und in Walle-Gröpelingen 2 Wirthschaften.

**In Frankfurt a. M.** tagte eine vom „Freidenker“-Bund einberufene Versammlung, in der der bekannte Dr. Wille aufgetreten war. Nachdem unser Parteigenosse Dr. Quard das Verhalten des Freidenker-Bundes in der Angelegenheit der Koller'schen Umsturzvorlage und Dr. Wille's frühere düffelvolle Schwarzdeleien über das Proletariat beleuchtet, wurde folgende Resolution mit Mehrheit angenommen: „Die heutige vom sogenannten Freidenkerbund einberufene öffentliche Versammlung erklärt, weder der sogenannte Freidenkerbund, noch Herr Dr. Wille sind nach ihrer Vergangenheit geeignet und berufen, der beschlossenen und vom Capital unterdrückten Bevölkerung als Führer im Kampfe um die geistige Freiheit zu dienen. Die Versammlung erblickt vielmehr in der Socialdemokratie die einzige Organisation, welche sich als furchtlose Vorkämpferin für jede Freiheit bewährt hat und fordert alle Anwesenden zum treuen Festhalten an derselben, sowie zum Anschluß an dieselbe auf.“

**Die „Pfälzische Presse“** in Kaiserslautern regt sich darüber auf, daß in dem heillosen Orte Sprendlingen die socialdemokratische Mehrheit des Gemeinderathes es abgelehnt habe, den Oberlehrer Gebhardt, der sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, dadurch zu ehren, daß ihm aus der Gemeindefasse ein Geschenk gewidmet würde. Daraus zieht das Blatt den Schluß, die socialdemokratische Partei verstehe die Arbeit der Lehrerschaft nicht zu würdigen. Uns ist die Person des Jubilars ebenso wenig bekannt, wie die socialdemokratischen Mitglieder des Gemeinderathes es uns sind. Wenn aber der Gemeinderath von Sprendlingen die Verwendung öffentlicher Gelder für die in Rede stehende private Angelegenheit nicht genehmigte, so that er recht. Die socialdemokratische Partei würdigt die Thätigkeit der Lehrer viel besser, indem sie fortgesetzt für gute Bezahlung und Befreiung des Lehrers aus seiner Abhängigkeit von der Geistlichkeit und anderen den Schulinteressen nicht förderlichen Einflüssen eintritt, was gerade ein alter erfahrener Lehrer zu würdigen wissen wird.

**In Simbach** haben die Vertreter der Unternehmer im Vorstand der Orts-Krankenkasse ihr Amt als solche niedergelegt, weil gegen ihre Stimmen vom Vorstand beschlossen worden war, alle Druckerarbeiten der Kasse in der officin der socialdemokratischen „Volksstimme“ herstellen zu lassen.

**Arbeiterbewegung.**

**An die baugewerblichen Arbeiter Schlesiens!** Wie Euch durch unser Flugblatt 1 bekannt gegeben, sind die Arbeiter des Baugewerbes unter der Leitung der Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands in eine großartige Agitation gegen die Mißstände in den Baugewerbetrieben eingetreten. Es handelt sich bei dieser Agitation, bei der richtigen Würdigung der traurigen Verhältnisse des baugewerblichen Proletariats nicht allein um die jämmerlichen Hungerlöhne oder die aller Menschenwürde höhnsprechende lange und ungeredete Arbeitszeit, sondern diese Agitation soll die Mißstände „an's Licht der Sonne“ besondern, die namentlich auf das Konto des Bauspeculanten thums zu setzen sind. Wir meinen den mangelhaften Schutz für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter. Bei dieser jetzt von uns notwendig zu entwickelnden praktischen Thätigkeit kommt es nun, um die öffentliche Meinung, die Regierung von der Nothwendigkeit geistlicher Maßnahmen und Reformen zu überzeugen, hauptsächlich darauf an, daß wir authentisches Material zusammentragen. Es würde sich für die Vertrauens-Personen der baugewerblichen Arbeiter in den einzelnen Orten um die gewissenhafte Beantwortung folgender Fragen handeln:

1. a) Sind die Unfallverhütungs-Vorschriften der Berufsgenossenschaft im Bau-, Arbeitsplatz und Steinbruch ausgehängt? b) Und wie weit sind die darin enthaltenen Bestimmungen durchgeführt? c) Sind die Balkenlagen abgedeckt? Sind die Gerüste, Hebe- und Aufzugsvorrichtungen in guter Ordnung?
2. Ist eine bemerkbare Controle durch die Beauftragten der Berufsgenossenschaft über die Durchführung der Unfallverhütungs-Vorschriften zu constatiren?
3. Werden am Orte die baupolizeilichen Schutzbestimmungen streng durchgeführt?
4. Hat die Baupolizei (Ortsbehörde) in Bezug auf die Anwendung des offenen Coaxsteueres (Coaxford) im Bau irgend welche Bestimmungen respective ein Verbot erlassen?
5. Wie stellt sich die Ortsbehörde zu den Arbeiten in den offenen Winter-Bauten? — Sind zum Schutze der Arbeiter dahingehende gesetzliche Bestimmungen erlassen, wie z. B. bezüglich des Feuerstages?
6. Wie sind die Aufenthaltsräume für die Arbeitsspannen beschaffen? a) Sind Gebäude vorhanden? b) Hat die Baubehörde Fenster? Ebenso einen Ofen zum Erwärmen des Mittagmahltes u. s. w.? c) Ist der Boden



## Locales.

Breslau, den 6. Juni 1895.

### Achtung, Tapezierer!

Sonnabend, den 8. Juni, Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr, findet im Locale von Zabel, Kleine Grosse Gasse 15, eine öffentliche Tapezierer-Versammlung statt, in welcher Colloge Sassenbach aus Berlin über die Nothwendigkeit der Gewerkschaftsorganisation sprechen wird. Ferner hält Colloge Berger einen Vortrag über die Lage der Local-Vereine und den Nutzen des allgemeinen deutschen Tapezierer-Vereins.

Die Collegen werden ersucht, recht pünktlich und zahlreich in der Versammlung zu erscheinen.

\* Die Sachse ngänger sind auf den Rittergütern Schlesiens in der elendesten Weise untergebracht; jedenfalls sind ihre Wohn- und Schlafräume, auch wenn sie sonst den sanitären Anforderungen einigermaßen entsprechen, doch zu klein. Gewöhnlich schlafen und schlafen jedoch die Polen in irgend einem ungebrauchten oder unbrauchbaren Räume, der sich zu nichts weniger eignet, als zur menschlichen Wohnung. Eine energische Wohnungspolizei fände gar viel zu thun. Allein die Polizeigewaltigen, die ein Wort mitzureden hätten, sind ja leider gewöhnlich dieselben Herren Rittergutsbesitzer, auf deren Gütern die Polen arbeiten. Man rechnet auf die Genügsamkeit der Polen und diese, geblendet von dem Lohne, der etwas höher ist, als in ihrer Heimath, finden sich auch in alles, was man ihnen zu bieten mag. Bereits sind auf einem Gute in Deutsch-Jägel unter den polnischen Arbeitern die Plattern ausgebrochen. Ob die „scharfen Maßregeln“ der Behörden die Krankheit auf ihren Herd zu beschränken im Stande sein werden?

\* Verkehr auf der Eisenbahn. Ueber die Massenauswanderung aus Breslau mittelst der Eisenbahn am Morgen des ersten Pfingstfeiertages theilt die „Bresl. Ztg.“ mit, daß allein vom Freiburger Bahnhofe aus insgesamt 8065 Personen befördert wurden. Vom Niederschlesisch-Märkischen Bahnhofe fuhren in der Richtung nach Berlin 1976 Personen, wovon 1161 Fahrkarten vierter Klasse gelöst hatten, in der Richtung

Dels-Namslau 1345 Personen, davon 705 vierter Klasse! Auf dem Rechte-Oderufer-Bahnhofe wurden 5441 Fahrkarten ausgegeben, davon 1693 Sonntagskarten. Insgesamt haben also durch Vermittlung der Eisenbahnen rund dreißigtausend Personen am Pfingstsonntage im Verlaufe weniger Stunden Breslau verlassen. Mißbilligend wird stellenweis hervorgehoben, daß „Militärtransportwagen“, in ehrlichem Deutsch Viehwagen — die Wagen tragen die Aufschrift „sechs Pferde oder 42 Mann“ — in den Dienst gestellt worden sind.

\* Anlässlich der sogenannten Barmherzigen Brüderrimes, am ersten Sonntage nach Pfingsten, ist auf dem Mauritiusplatz und der Klosterstraße vom Ohlauer Stadtgraben bis zum Kloster der Barmherzigen Brüder in der Zeit von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends das Feilhalten von Blumen, Backwaaren, gerinawerthigen Gebrauchsgegenständen, wie Glas-, Porzellan-, Kurz- und Galanteriewaaren, ferner von Obst, Wurstwaaren, Fischen und sonstigen Lebensmitteln, Erinnerungszeichen und ähnlichen Gegenständen, sowohl von festen, für diese Zeit besonders zugewiesenen Standplätzen aus, als auch im Auf- und Abgehen gestattet.

\* Der Fußweg auf dem rechtsseitigen Deiche der Stromoder zwischen dem städtischen Sandabladepfahle an der Uferstraße, dem Strauchwehre und der Passbrücke wird einer Bekanntmachung des Polizeipräsidenten zufolge behufs Ausführung der erforderlichen Arbeiten für die Herstellung der oberen Einfahrt des Großschiffahrtsweges während der Dauer der Arbeiten für jeglichen Verkehr gesperrt.

\* Sommertheater bei Liebig. Der durchschlagende Erfolg, den der „Probekuß“, Müllers neueste Operette, sowohl bei der Premiere am zweiten Pfingstfeiertag, als auch bei der Wiederholung am Dienstag erzielte, hat Director Witte-Wild veranlaßt, die melodienreiche Operette einstweilen auf dem Repertoire zu lassen.

\* Budapest Theater. Heute, Donnerstag, geht zum ersten Male die Burleske von J. Wimmer „Eine ruhige Partei“ in Scene. Zum Schluß folgt das Stück „Die Welt geht unter“ von Donat Herrnsfeld.

\* Verjüchter Selbstmord. Am 4. d. Mts., Nachmittags, brachte sich in Morgenau ein Kaufmann von der Paradiesstraße in selbstmörderischer Absicht mit einem Leichin eine schwere Schußverletzung an der Brust bei. Der Verletzte wurde dem Krankenhause der Barmherzigen Brüder zugeführt.

\* Zusammenstoß. Vor dem Grundstücke Mollstraße Nr. 6 stießen am 4. d. Mts., Nachmittags, ein Pferdebahnwagen und eine Droschke zusammen, wobei an letzterer ein Rad brach.

\* Unglücksfälle. Der Auszügler Wilhelm Lachmann aus Ransern, der, wie berichtet, von einem Seuwagen überfahren worden war und complicirte Beinbrüche erlitten hatte, ist am 3. d. M. im Krankenhause der Barmherzigen Brüder den Folgen der schweren Verletzungen erlegen. — Am 4. d. M. verstarb in der Krankenanstalt Bethanien die Hofknechtin Frau Kofhand aus Bischmiz. Dieselbe hatte beim Feueranmachen der noch leider weit verbreiteten Unsitte gemäß mit einer Kanne Petroleum auf das Feuer gegossen. In Folge Explosion der Kanne geriethen die Kleider der Frau in Brand, die dann am ganzen Körper mit Brandwunden bedeckt wurde. Die Verletzungen waren so schwerer Art, daß die Frau, wie erwähnt, denselben erlegen ist.

\* Plötzlicher Tod. Am 4. d. M., Abends, brach eine Wittwe von der Oberstraße vor dem Grundstück Kupferschmiedestraße 9, von einem Schlaganfall betroffen, zusammen. Die Frau wurde in den Hausflur geschafft, wohin ein Arzt gerufen wurde. Dieser konnte nur den inzwischen eingetretenen Tod der alten Frau constatiren.

\* Ueber einen unheimlichen Fund wird Folgendes berichtet: Gestern Nachmittags gegen 2 Uhr entdeckten mit Feldarbeit beschäftigte Leute in einem Kornfelde an dem Feldweg, der von der Gabitzstraße (Gabitzkirchhof) aus nach Gräbchen führt, die Leiche eines in mittleren Jahren stehenden Mannes. Die Leiche lag vom Feldweg aus gerechnet, etwa 30 Meter von diesem entfernt mit dem Oberkörper im Getreide, während die untern Extremitäten auf einem Feldrain ruhten. Das Gesicht des Mannes hatte wahrscheinlich unter den Einwirkungen der sengenden Sonnenstrahlen eine dunkelbraune fast schwarze Farbe angenommen. Die Kleidung des Mannes

## Der Andere.

Von Paul Giniety.

Durch Zufall kam ich mit Mister Fodge in einem unserer Badsorte zusammen. Mister Fodge war Amerikaner, einige dreißig Jahre alt, auffallend lang und hager; seine Haare hatten einen Stich ins Röhliche, seine Hautfarbe war ungemein zart und weiß, kurz, er war nicht gerade schön, aber von sympathischem Aussehen.

An dem Morgen, an welchem er zum ersten Male in den Speiseaal trat, setzte er schon Alle in Erstaunen. Mr. Fodge setzte sich an einen der Tische, und sagte dem Kellner, der eines der beiden Getreide abräumen wollte: „Lassen Sie doch, mein Freund frühstückt auch mit.“

Mr. Fodge bestellte auch alle Speisen doppelt. „Zwei Portionen“, sagte er, „eine für mich, eine für meinen Freund.“ Und als der Kellner kopfschüttelnd die Speisen brachte, bot Mr. Fodge die Schüsseln zuerst seinem Freunde an — der nicht da war. Ja — der nicht da war.

„Ein bißchen Sauce?“ sagte er. Oder „dieses Stück Fleisch ist besonders saftig.“ und so ging das während des ganzen Dejeuners fort. Ja, Mr. Fodge gab sogar Antworten, Antworten auf Fragen, die kein Mensch gehört hatte, die keiner gehört haben konnte, weil Niemand da war, der sie gestellt hatte.

An einem der Nebentische ließ eine Dame ein Rosensträußchen fallen. Mr. Fodge beugte sich sofort danach und reichte es der Dame mit leichter Verbeugung wieder hin.

Nach dem Frühstück stand er auf und schied sich an, den Saal zu verlassen. An der Thür jedoch trat er bei Seite, als wolle er jemand Anderem den Vortritt lassen, und dann erst folgte er nach und zog die Thür hinter sich zu.

Daß sich nun das Gespräch lediglich nur um den Amerikaner drehte, ist wohl klar, und Jeder suchte nun seine Beobachtungen über den seltsamen Gast möglichst fortzusetzen. Mr. Fodge stand auf der Terrasse. Er zog ein rothes Cigarettenetui aus der Tasche, reichte es seinem unsichtbaren Begleiter und zündete sich dann

selber eine Cigarre an. Dann stieg er die wenigen Stufen in den Garten hinab. Das Wetter war herrlich und lud förmlich zu einem Spaziergange oder zu einem weiteren Ausfluge in die schöne Umgebung ein.

Auch Mr. Fodge erkundigte sich, wohin man eventuell fahren könne. Dann bestellte er einen Wagen.

„Wenn es Dir recht ist,“ setzte er zu seinem fictiven Begleiter hinzu; und als der Wagen vorfuhr, da schien es, als ob er Jemanden nöthige, vor ihm einzusteigen und den Platz zur Rechten, im Fond des Wagens einzunehmen. Dann erst stieg er selber ein, vorsichtig, als fürchte er, Jemandem dabei auf die Füße zu treten, und setzte sich links „neben diesen“ hin.

Am Abend kam Mr. Fodge, der durch sein seltsames Wesen Sensation erregte, wieder zurück und betrug sich beim Diner wieder genau so, wie einige Stunden vorher beim Frühstück.

Nach dem Diner nahm der Wirth mich bei Seite. Ich war einer der ältesten Stammgäste seines Hotels, und zu mir hatte er Vertrauen.

„Herr,“ sagte er, „ich glaube, der Mensch ist verrückt. Er hat ein Zimmer mit zwei Betten genommen und er ist doch allein. Vor Allem aber hat er verlangt, daß man seinem Freunde, der allerdings einige seltsame Schrullen habe, mit ganz demselben Respecte entgegenkomme wie ihm selber, und — Sie sehen es doch selbst, er hat doch keinen Freund bei sich. Was soll ich thun? Ich bitte Sie, was soll ich thun.“

„Nichts. Die Sache nehmen, wie sie ist. Es ist ja doppelter Profit für Sie, und wenn er ein Narr ist, so ist er jedenfalls ganz harmlos.“

„Und reich!“ setzte mein Wirth hinzu. „Er hat Alles für vierzehn Tage vorausbezahlt und schon jetzt fünfliche Trinkgelber vertheilt, nur, damit man seinem Freunde höflich begegne. Und natürlich die Rechnung immer für zwei.“

„Na,“ lachte ich, „dann wünsche ich Ihnen recht viele solcher Gäste.“

„O, ich nicht, ich nicht!“ rief der Wirth mit an ihm sonst ungewohnter Lebhaftigkeit. „Das heißt,“ setzte er hinzu, „wenn er wirklich harmlos ist.“

Am nächsten Tage trieb es Mr. Fodge gerade so, wie Tags vorher. Sonst aber schien er die Gesellschaft gar nicht zu meiden, ja im Gegentheil, der Verkehr mit Fremden schien ihm förmliches Bedürfnis zu sein, und da der Mann mich interessirte, beschloß ich, mich ihm anzuschließen. Er nahm meinen Vorschlag mit Freuden an, am Ufer des Sees eine Cigarre mit mir zu rauchen. Kaum waren wir jedoch einige Schritte weit gegangen, als er stehen blieb und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen ungetrennten Freund, Mr. Brudge, einen — wie Sie bald selbst sehen werden — der liebenswürdigsten Menschen, vorstelle.“

Ich fiel bei dieser Vorstellung eines absolut Abwesenden wie aus den Wolken, unwillkürlich aber machte ich — ich weiß selbst nicht, wie es kam — eine leichte Verbeugung, die Mr. Fodge offenbar sehr zu befriedigen schien.

„Mr. Brudge,“ jagte er, „reist schon seit einem Jahre mit mir. Unsere Geschichte ist übrigens sehr merkwürdig, nicht wahr, Brudge? Vor genau einem Jahre reiste ich nämlich im Osten Amerikas und wurde während eines Ausflugs in den Rocky Mountains von einem heftigen Sonnenstiche befallen. — Ich verlor selbstverständlich die Besinnung, und als ich sie wieder erlangte, fand ich Mr. Brudge an meiner Seite, der mich mit größter Aufopferung gepflegt hatte und mich seitdem auch nicht wieder verließ.“

„Der Wirth hat Recht,“ dachte ich mir, „der Mann ist verrückt.“

Nichts war aber weniger verrückt, als das Gespräch, in das Mr. Fodge mich nunmehr verwickelte. Er hatte ungemein gesunde Lebensanschauungen, wußte seine Reiserindrücke — und er hatte die ganze Welt schon bereist — in eine fezzende, geistvolle Form zu kleiden, doch jederzeit rückte er seine Worte so ein, als wäre ich nicht allein mit ihm, sondern als wäre noch ein Dritter bei uns. Ich wußte daher bald nicht, was ich über meinen neuen Bekannten denken sollte, denn für einen Narren — war er mir viel zu geschickt.

Einige Tage vergingen so in gegenseitigem Verkehr, und Mr. Fodge war mir von Tag zu Tag ein größeres Räthsel geworden. Er hatte mit vor seinem Charakter,

besteht aus braunen hellcarrierten Hosen, Jaquet, Weste, Samaschen und einer großen blauen Schürze. Mitten auf der Brust zeigt sich an einer offenen Stelle der Kleidung eine kleine Wunde. Ob ein Verbrechen vorliegt oder aber ob der Unbekannte den Tod auf natürliche Weise gefunden hat, wird die sofort eingeleitete Untersuchung ergeben. Behördlicherseits wurde eine Besichtigung an Ort und Stelle vorgenommen.

\* Aus dem Polizeibericht. In das Polizeigefängnis wurden am 4. d. M. 39 Personen eingeliefert. — Abhanden kamen: Eine goldene Damenuhr mit Monogramm A. S., eine goldene Damen-Memontoiruhr, eine goldene Damen-Cylinderuhr, zwei Portemonnaies mit 11,20 und 20,70 Mark, ein Beutel mit 60 Mark, 17 Mark in Papier geküßt und eine silberne Uhrkette. — Gefunden wurde: Ein goldener Trauring.

**Schlesien.**

\* Die Befoldung der Vandlehrer und der Lehrer in vielen kleinen Städten Ober-Schlesiens läßt sich sehr viel zu wünschen übrig; Stellen mit 570, 630, 660, 690 Mark Jahresgehalt sind recht häufig. Erst in der letzten Zeit sind die Verhältnisse in den größeren ober-schlesischen Städten etwas besser geworden, wenn auch noch nicht so, wie sie sein müßten. Es beziehen jetzt die Lehrer:

	Anfangsgehalt	Endgehalt	in welcher Zeit?
in Beuthen	1000 Mk.	2652 Mk.	25 Jahren
• Gleiwitz	1050	2560	20
• Königshütte	1200	2250	28
• Ratibor	1150	2650	25
• Kreuzburg	1100	2500	30
• Reife	900	2256	20
• Oppeln	900	2210	25
• Ratibor	900	2325	25
• Groß-Strehlitz	750	2240	30
• Grottkau	750	2225	30
• Kofel	750	2300	30
• Neuhädel	1200	2200	25
• Tarnowitz	750	2350	30

Ein Höchstgehalt von 2000 Mark und darüber erreichen die Lehrer noch in den kleineren Orten Georgenberg, Leśnica, Miślowitz, Reiskretscham, Rosenbergl, Siegenbals, Strassig, Wisolai, während das bedeutend größere Leobschütz nur 1800 Mark Höchstgehalt gewährt.

C. Hansen, 6. Juni. Der hiesige Militärverein hatte kürzlich an die städtischen Behörden den Antrag gestellt, daß ihm aus kommunalen Mitteln zur Fahnenweihe 500 Mark bewilligt werden. Magistrat, welcher sich mit diesem Antrag beschäftigte, sprach sich für Zuzahlung von 150 Mark aus. Die Stadterordnetenversammlung konnte über diesen An-

trag nicht verhandeln, weil von den 18 anwesenden Stadtvätern 6 dem Militärverein angehörten, also bei dieser Sache Interessierte waren. Nach der Geschäftsordnung mußten dieselben so lange die Sitzung verlassen, so daß nur 12 Bevollmächtigte anwesend waren. Da aber zur Beschlussfähigkeit 13 gehören, war die Sitzung betriebslos. Der Antrag beschließt, unfähig und wurde der Antrag vertagt. Die Aufregung einer Anzahl Spießbürger über die rote Fahne scheint sich gelegt zu haben. Die Fahnenweihe hat nun stattgefunden. In letzter Stunde hatte auch noch der Oberst Hobe mit seinem Offiziercorps aus Liegnitz seine Beihilfung zugesagt und war auch erschienen. Der Bürgermeister hielt sich von der Feier fern, in Folge der Angriffe wegen der Fahne. An seiner Stelle hielt der Hauptmann Menzel die Festrede. — Vorige Woche wurden durch Bekannngabe der hiesigen Destillateure die Spirituspreise erhöht.

\* Lauban, 5. Juni. Wie seiner Zeit gemeldet, mußte hier für einen vom freireligiösen Prediger Tschirn gehaltenen Vortrag über das Thema „Religion und Umsturz“ eine Lustbarkeitssteuer von fünf Mark entrichtet werden. Nach der „Bresl. M.-Ztg.“ theilte T. kürzlich seiner Laubaner Gemeinde mit, daß die zu Unrecht erhobene Steuer vom Magistrat an die Veranstalter jener öffentlichen Versammlung zurückstattet worden ist. Damit ward die politische Angelegenheit aus der Welt geschafft; der Magistrat von Lauban aber ist durch seinen Steuerhelfer zu einer Berühmtheit gekommen, die er auf anderem Wege schwerlich erreicht haben würde.

\* Sprottau, 4. Juni. Am Donnerstag Vormittag fand eine Magistrats-Sitzung statt. In derselben scheint es ziemlich heftige Debatten gegeben zu haben, denn im Laufe der Sitzung legte Herr Rathsherr Widner in Folge von Differenzen mit dem Herrn Magistratsdirigenten sein Amt als Rathsherr nieder. Das hiesige „Wochenblatt“ schreibt hierzu: „Was die Veranlassung zu den Differenzen gegeben hat, entzieht sich unserer Beurteilung, aber so viel steht fest, daß das Ausscheiden des Genannten aus dem Magistrats-Collegium seitens der städtischen Vertreter allseitig bedauert wird. Rathsherr Widner hat den städtischen Körperlichkeiten ununterbrochen seit Anfang 1875 angehört und seine Kräfte in der uneigennütigen Weise der Communal-Verwaltung zur Verfügung gestellt. Die Vertretung der Decernate der Sparkasse und der Plantagen, welche dem Genannten unterstanden, hat der Magistratsdirigent vorläufig selbst übernommen. Man hat das Gefühl in der Bürgerchaft, als ob innerhalb des Magistrats-Collegiums ein Stein ins Rollen gekommen wäre.“ — Lange hat also der Frieden innerhalb der städtischen Behörden Sprottaus nicht angehalten. Wenn die Schuld an dem immer nur auf kurze Zeit unterbrochenen Zwistigkeiten zur Last fällt, das — meint der „Liegn. Anz.“ — weiß man in ganz Niederschlesien und darüber hinaus.

\* Frauenitz, 3. Juni. Auf sündliche Weise verunglückte am Vorigenabend die 53jährige verwitwete Frau Stroschbach von hier. Sie wollte nach Abends um 9 Uhr Thee kochen und benutzte dazu den Spiritusbrenner. Beim Anzünden des Spiritus geriet die Kleider der Frau in Brand. Hilfe war nicht zur Stelle; die alte Frau vermochte sich nicht von den Flammen zu be-

freien. Man fand die arme Frau schrecklich verbrannt vor. Der Tod ist in der folgenden Nacht eingetreten.

\* Oppeln, 4. Juni. In Segebrühl brannten, nach dem „Nat. Anz.“, am Pfingstsonntag Nachts neun Gehöfte nieder.

\* Bautzen OS., 4. Juni. Ein Fallschirmflieger-Nest hat Amtsvorsteher Dremwig in Ober-Bagietowitz am vorigen Sonnabend ausgehoben. Der mit Zuchthaus vorbeistrasste Theophil Struzina hatte sich schon lange verdächtig gemacht, konnte aber nicht erwiesen werden. Endlich hatten sich die Verdachtsmomente so weit vermehrt, daß man zu einer Hausdurchsuchung schreiten konnte. Dieselbe ergab nun nach der hiesigen Zeitung, ein überraschendes Resultat, nämlich eine Anzahl falscher österreichischer Silbergulden. Amtsvorsteher Dremwig begab sich hierauf nach Königshütte zu der Geliebten des Struzina und auch dort war die Hausdurchsuchung von Erfolg; es wurden nicht weniger als 80 falsche Silbergulden vorgefunden. Struzina und seine Geliebte wurden natürlich hinter Schloß und Riegel gebracht.

B. Neusalz, 6. Juni. Am 3. Pfingstfeiertage, Nachmittags 4 Uhr, fand hier eine ziemlich gut besuchte öffentliche Metallarbeiter-Versammlung statt, in der Colloge Blankenfeld aus Breslau über die deutsche Erwerbschaftsbewegung referirte. Gleichzeitig erstattete derselbe Bericht über die zweite General-Versammlung zu Magdeburg. Nachdem Redner sich des Näheren über die Hirsch-Duncker'schen Vereinigungen, sowie über die jetzt so üppig emporstrebenden evangelischen Arbeiter- und katholischen Gesellenvereine ausgelassen hatte, empfahl derselbe den Anschluß an den deutschen Metallarbeiterverband. Gleichzeitig kritisirte er besonders das Verhalten einiger Werkbeamten, die in der Versammlung anwesend waren, durch ihr Erscheinen den Besuch der Versammlung seitens vieler Arbeiter unmöglich machten. Ferner wies der Vortragende auf die überaus traurigen Lohndverhältnisse hin, die hierorts herrschen. Wie ihm berichtet wurde, wird ein Lohnsatz von 15 Pfg. die Stunde schon als hoch betrachtet. In der nun folgenden Discussion bestätigte Colloge Großpfeilsch die Äußerungen des Referenten über die Lohndverhältnisse, verwies dabei besonders auf die „Alte Hütte“. Als nun die Genossin Heinrich das Verhalten eines Werkmeisters seinen Arbeitern gegenüber in berebten, aber denselben Worten wie sie gefallen, schilderte, löste der überwachende Amtsvorsteher die Versammlung — wie er sich ausdrückte, wegen „Aufreizung zum Klassenhass“ — auf. Ein Such Arbeiter Neusalz's ist es nun, weiter zu agitiren. Thue ein Jeder seine Pflicht, damit auch hier die Bewegung erstarke und die Lauen und Unentschlossenen zum Ausbau der Organisation beitragen.

**Congress der deutschen Steinarbeiter.**

Ueber den dritten Verhandlungstag in noch zu berichten, daß in der Mittagspause die Niederlegung eines prachtvollen Lorbeerkränzes mit großer rother Schleife auf das Grab Lassalles seitens der Delegirten erfolgte. In der Nachmittags-Sitzung, die um 1 1/4 Uhr eröffnet wurde, verhandelte man nach Eintritt in die Tagesordnung über die Frage der Be-

seinen Geiste, seiner Bildung die größte Hochachtung abgezwungen, und mit der Klarheit seines Geistes, die er in Allem und Jedem zur Schau trug, ließ sich die „Schrulle“ mit dem unsichtbaren Freunde nicht recht vereinbaren, und ich fragte mich vergebens, durch welchen unseligen Zufall dieser Mann zum Opfer einer solch juräthbarer, unerklärlichen Selbsttäuschung geworden war.

Eines Morgens flüchtete mir Mr. Fodge, sich ihnen unblidend, als fürchte er, vor „dem Andern“ dabei überaus zu werden, die Worte zu: „Ich bitte Sie um Gottes willen, juchen Sie Mr. Brudge auf einen Augenblick zu entfernen.“

Dann plötzlich nahm sein Gesicht wieder den harmlos offenen Ausdruck von immer an, und er wandte sich lächelnd nach der anderen Seite, damit ja „Mr. Brudge“ keinerlei Verdacht schöpfe. Einen Augenblick später aber raunte er mir zu: „Ja, ja — ich weiß — es nützt nichts, geben Sie sich keine Mühe — er will nicht — o, er will nie... nie.“

Und zum ersten Male sah ich etwas wie verhaltenes, mit Furcht gepaarte Wuth in seinen verzerrten Zügen liegen.

Daß mein Interesse an Mr. Fodge von Tag zu Tag stieg, ist nur natürlich. Eben so wohl auch, daß ich Alles daran wenden wollte, um das seltsame Seelenräthsel, das mir da in ihm gegenübertrat, zu lösen...

Eines Tages flüchtete mir Mr. Fodge wieder einige Worte zu.

„Wahnsinnig“ jagte er, „Ihren brache ich's gar nicht zu verbergen. Dieser Brudge mißbraucht meine Schuld denn doch ein bißchen zu sehr. Er ist ja ein ganz angenehmer Darsche und hat mir auch große, sehr große Dienste geleistet, für die ich ihm Dank schuldig bin, aber — was zu viel ist, ist zu viel. Ich weiß wohl, daß ich's ihm verbanke, wenn ich noch am Leben bin, und ich möchte um Alles in der Welt nicht für unbarbar gelten. Aber es ist nicht möglich, ihn begreiflich zu machen, daß mir dieses nicht von der Seite weichen darf die Dauer läßt fallen muß. Er verläßt mich nie, nie, nicht ein Secunde. Er folgt mir überall hin. Heberall. Es ist nicht länger zum Aushalten! Das ist ja schon Tyrannei. Eines Tages habe ich ihm die Thür vor der Nase zugeworfen und den Schlüssel

zweimal im Schloße umgedreht. Und wie ich mich umwende, was glauben Sie wohl? sitzt er behaglich auf dem Divan, sieht mich spöttlich vor oben bis unten an und lächelt. Er lächelt, während ich vor Wuth nicht wußte, was thun. Aber still, er konnte uns hören und — ich... ich fürchte mich vor ihm.“

„Schönes Wetter heute, was,“ wandte er sich dann hinüber. „Wollen wir nicht ein bißchen spazieren fahren?“ und in seinem Tone lag eine erzwungene Freundlichkeit, die wirklich mit einer gewissen Furcht und Beklemmung verbunden zu sein schien.

Als ich den Arzt über Mr. Fodge's Zustand fragte, sagte er: „O, nichts Seltenes. In jedem Irrenhause können Sie das sehen. Hallucinationen des Gesichtes und des Gehörs, weiter nichts. Wenn Sie's interessiert, lesen Sie darüber nach. In jedem Lehrbuch der Psychiatrie finden Sie dieselben ausführlich beschrieben.“

„Aber wie rügt das zu enden?“

„Oh, gewöhnlich nicht besonders gut,“ und damit ging er.

Mr. Fodge fuhr indefsen fort, mich immer mehr in seine Geheimnisse einzuwöhnen. Er erklärte mir, daß dieser Brudge ihm nachgerade unerträglich geworden sei. Er habe endlich eine Scene mit ihm gehabt. Er habe ihm eine colossale Summe angeboten, wenn er ihn in Ruhe ließe. Unmöglich. Nein, er werde ihn niemals verlassen. Niemals.

„Und nun frage ich Sie,“ jagte Mr. Fodge hinzu, „ob das nicht ein ganz gemeiner, niederträchtiger Mensch ist. Das schämte aber ich, daß er anzügelt, mir befehlen zu wollen. Er hat die abjurdesten Capricen, die man sich denken kann. Gestern zwang er mich, alle meine Toilettegegenstände in den Ofen zu werfen, weil diese Dinge ihn geizten.“ Na, da hört doch wirklich jede Gemüthsstörung auf. Und heute Nacht, heute Nacht stand er plötzlich auf und verlangte, ich solle mich mit ihm ans Fenster legen und sehen, wie es regnet. Natürlich habe ich mich willkürlich erklüht. Jetzt eben hat er mir verboten zu rauchen. Der Rauch sei ihm unangenehm. Ich glaube aber doch, daß auch die Dunkelheit ihre Gefahren haben muß, und oft wandelt sich die Luft an, den Raub, der mich verführerisch anlockt, arrethiren zu lassen. Kein Gott, Anfangs beängstigte mich seine Unerschöpflichkeit, jetzt

aber ist das etwas anderes. Biegen oder brechen. Er oder ich.“ Und es bligte wild auf in seinen Augen.

Ja, der Arzt hatte Recht. Der Wahnsinn nahm von Tag zu Tag mehr überhand. Der unglückliche Mann wurde gedrückt, trübe, zurückhaltend. Er schien einen fixen Gedanken zu verfolgen. Der Aufenthalt an dem Orte war ihm verleidet, er reiste daher ab. Beim Abschiede versprach er, mir zu schreiben.

Als auch ich nach Hause zurückkehrte, hatte ich Mr. Fodge schon so ziemlich vergessen, als ich eines Tages einen Brief erhielt, dessen Adresse mit krausen, wirren Buchstaben, von einer unbekanntem Hand geschrieben war. Ich errieth sofort, von wem das Schreiben kam.

Es war ein langer Brief, ein Beweis, daß das Leiden bei Mr. Fodge gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Mr. Fodge schrieb, die Tyrannei seines Freundes sei derart geworden, daß er auch vor einem Verbrechen nicht mehr zurückschrecken würde. Er habe sich nämlich in ein reizendes junges Mädchen verliebt, das er heirathen wolle. Brudge aber, dieser Elende, verlange, daß sie erst sein Weib werde. Das sei zu viel. Und er, Fodge, sei fest entschlossen, Brudge zu tödten. Wenn Brudge einmal zum Fenster hinaussehen werde, dann werde er ihn hinterwärts packen und auf die Straße werfen. Wenn man ihn verhafte, möge ich kommen und bezeugen, daß er unter unwiderstehlichem Zwange gehandelt und es kein anderes Mittel gegeben habe, sich von Brudge zu befreien. Deshalb habe er nur geschrieben. Darauf rechte er.

„Armer Fodge,“ dachte ich mir, „Du wirst ihn ja trotz alledem nicht mehr los.“ Aber ich irrte mich. Er wurde ihn doch los, entgültig, denn zwei Tage später las ich unter den vermischten Nachrichten: „Mr. Fodge, ein reicher Amerikaner, der schon lange Zeichen von Wahnsinn gegeben habe, hat sich in einem Anfall von Geistesumnachtung aus dem Fenster seines Hotels gestürzt und ist todt liegen geblieben.“

Ich ahnte den Zusammenhang, er hatte offenbar geglaubt, ihn, den Andern, zum Fenster hinauszuwerfen, das Phantom aber, er, der Andern, der Lingertrauliche, hatte sich an ihn geklammert und hatte ihn mit hinabgerissen in die Tiefe!

schickung des nächsten nationalen Gewerkschafts-Congresses und des internationalen Congresses in London im Jahre 1896. Die be-übrigen Anträge gelangten mit großer Majorität zur Annahme und wurden die Kollegen Thomas und Starke als Delegirte für den nationalen Gewerkschafts-Congress, und College Thomas auch als Delegirter für den internationalen Congress gewählt. — Der Antrag, die Geschäftsleitung der Steinarbeiter zu beauftragen, an die Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands von jetzt ab Beiträge zu schicken, ruft eine lebhaftere Debatte hervor, an der sich besonders Legien und Thomas beteiligten. — Letzterer sprach gegen den Antrag, der schließlich mit großer Majorität abgelehnt wird. — Ueber den Punkt 8 der Tagesordnung: „Statistik“, berichtet Scherz-Berlin, daß die vorliegende Statistik nicht in der gewünschten Weise ausgefallen ist; das liege aber nicht an ihm, sondern an den Kollegen. Wenn dies in Zukunft nicht besser werde, dann möchte der Congress lieber beschließen, er verzichte auf die Statistik. Indem der Referent die Nothwendigkeit derselben für die Arbeiterbewegung betont, fordert er die Delegirten auf, dafür zu sorgen, daß auch auf diesem Gebiete eine Aenderung zum Besseren bald eintritt. In der Discussion bemerkten einige Redner, daß es sich empfehle, in den Flugblättern mehr auf die Statistik Bezug zu nehmen, bezw. auf deren hohen Werth hinzuweisen. Von den schlesischen Delegirten wurde hervorgehoben, daß es in den Grauwackenbrüchen sehr schwer sei, eine Statistik aufzustellen, weil die Arbeiter nach vierzehn- und mehrstündiger Arbeitszeit zu geistiger Betätigung nicht mehr heranzutreten sind. Dem Statistiker Scherz-Berlin wird hierauf vom Congress eine Gratification von 100 Mark für seine Mühewaltungen bewilligt. — Die Wahl des Geschäftsleiters fiel auf den bisherigen Bevollmächtigten Thomas-Berlin, der fortan 65 Mk. monatlich als Entschädigung erhalten soll. Als Statistiker wurde Scherz-Berlin gleichfalls wiedergewählt. Hübenett-Breslau als Mitglied der Controlcommission berichtet, daß Beschwerden an die Commission im Laufe der letzten zwei Jahre nicht eingegangen sind. Aus der Neuwahl dieser Commission gingen die Kollegen Hübenett-Breslau, Straubinger-München und Ufinger-Hannover hervor. — Es folgte nun unter Punkt 9 die Berathung verschiedener Anträge, die durch die Tagesordnung nicht erledigt waren; sie betreffen meist innere Angelegenheiten und sind weniger wichtig. Bezüglich der Abhaltung des nächsten Congresses lagen mehrere Anträge vor; der Congress entschied sich dahin, daß er in Mitteldeutschland abgehalten, der Ort aber erst später festgesetzt werde. Zum Schluß gab Hübenett-Breslau im Namen der Breslauer Kollegen seiner Freude Ausdruck, daß es trotz mancherlei Beschränkungen möglich gewesen ist, die Tagesordnung soweit zu erledigen, daß man sagen könne, es ist erreicht worden, was im Interesse der Organisation notwendig war. Reppinger-Budapest dankte für die gastfreundliche Aufnahme und wünscht den Beschlüssen des Congresses besten Erfolg. (Bravo.) Nachdem die Delegirten den Breslauer Kollegen ihren Dank für die Bemühungen abgestattet hatten, ersuchte der Vorsitzende die Delegirten nach Kräften an der Weiterentwicklung der Organisation zu arbeiten, damit es den Steinarbeitern Deutschlands möglich werde, überall bessere Existenzbedingungen herbeizuführen, und schloß um 4 1/2 Uhr die Verhandlung des Congresses.

**Technik und Wissenschaft.**

**Ueber die mustergiltige Aussprache** von sp und st hielt Schukalsch Dr. Grabow aus Bromberg im Deutschen Sprachverein Berlin einen Vortrag. Jede lebendige Sprache hat ihre Mundarten, aus der der Genius der Sprache immer wieder neue Lebenskraft schöpft. Da die Sprache sich unaufhörlich ändert, so merken wir nicht, wie allmählich die Aussprache sich von der geschriebenen Sprache entfernt. Von Zeit zu Zeit sucht dann die Rechtschreibung sprunghaft die Aussprache wieder einzuholen. Einen solchen Sprung hat sie zuletzt mit der Puttkamer'schen Rechtschreibung zu thun versucht. Nicht deutlich kommt das Verhältniß zwischen Aussprache und Rechtschreibung bei s und sch zur Anschauung. In der allerältesten Zeit kam der Laut sch im Deutschen gar nicht vor. Man schrieb und sprach: si, mistan, skipan. Auf diesem althochdeutschen Standpunkte der Sprache des anlautenden s ist die westfälische münsterländische Mundart stehen geblieben. Auch der Holländer kennt kein sch. In der mittelhochdeutschen Zeit ging st in sch über; man sprach und schrieb also: schif, schaz, mischen, schreiben u. s. f., behielt aber lasen, smiden u. s. f. bei. Bald wurde der sch-Strom breiter und ergriff die Wörter, deren erstes s im Anlaut mit einem Consonanten verbunden

war, wie st, sm u. s. f. Langsam kam die Schreibung nach, bis sich in der neuhochdeutschen Zeit die Schreibung mit dem bloßen s verlor. Wie Westfalen und Holländer auf dem althochdeutschen Standpunkte der Aussprache stehen geblieben sind und sich garnicht sprechen, so sind auf dem mittelhochdeutschen Standpunkte, der nur schiff, schaz u. s. f. kennt, aber steten, slange u. s. w. beibehielt, die Medlenburger stehen geblieben. In der neuhochdeutschen Rechtschreibung ist man im Gebrauch des sch der Aussprache gerecht geworden bei den Lautverbindungen schf, schm, schn, schw. Die Aussprache mit sch ist aber weiter gegangen und hat sich auch auf den Anlaut sp und st erstreckt, ohne daß die Rechtschreibung bis jetzt gefolgt ist. In einigen Gegenden fräubte sich die Volksmundart gegen den sch-Laut vor p und t im Anlaut. Dort ist die Aussprache auf dem unvollkommenen Standpunkte der Rechtschreibung erstarrt. Die Hannoverischen sind stolz darauf, daß ihre Aussprache des sp und st mit der Rechtschreibung übereinstimmt. Sie übersehen, daß die Rechtschreibung nicht folgerichtig ist und daß ihre Aussprache dem folgerichtigen Vorgange Altheutschlands sich ebenfalls nicht angeschlossen hat. An der Hand einer tabellarischen Uebersicht zeigte der Redner weiter, daß der Uebergang von sp und st in schp und scht im Anlaut dem Triebe und der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache vollkommen gemäß ist. In der Sprache entscheidet nun aber ferner der Sprachgebrauch als oberster Richter. Wie alle sprechen, so ist es richtig, z. B. sagt man jetzt allgemein: Argwohn. Vor nicht gar zu langer Zeit sprach alle Welt: Argwahn. Wer nun heute das richtige Argwahn gebrauchen wollte, würde dadurch in den Verdacht kommen, er spreche falsch. Ebenso ist es mit der Aussprache des sp und st. Von 42 Millionen Deutschen sprechen über 36 Millionen im Anlaut schp. und scht. Also die hannoversche Aussprache ist auch aus statistischen Gründen unrichtig, und alle Versuche, der deutschen Sprache nach der hannoverschen Richtung hin Gewalt anzuthun, müssen scheitern, wie bisher.

**Neueste Nachrichten.**

**Berlin, 5. Juni.** Um die Erfahrungen zu studiren, welche in Oesterreich mit der Durchführung der Zwangsorganisation der Handwerker gemacht worden sind, werden sich, der „Post“ zu Folge, in allernächster Zeit mit dem kaiserlichen Geh. Oberregierungsrath Dr. Wilhelm aus dem Reichsamte des Innern der Geh. Oberregierungsrath Dr. Sieffert und der Professor Hoffmann aus dem preussischen Handelsministerium nach Oesterreich begeben. — Wenn die Herren die Augen offen halten, werden sie in Oesterreich lehrreiche Entdeckungen auf dem zu erforschenden Gebiete machen können.

**Kiel, 5. Juni.** In Folge einer Gasexplosion im Kollenträum des Panzers „Württemberg“ wurde der Marine-Ingenieur Gehrmann schwer, zwei Heizer leicht verwundet. Der Unfall ereignete sich bei Helgoland. Die Verwundeten wurden nach Wilhelmshaven geschafft.

**Thorn, 5. Juni.** Der Arbeiter Thober aus Bodgorz fand auf dem Artillerie-Schießplatz eine nicht crepirte Granate, nahm sie nach Hause, zerklüpfte den Mantel und versuchte sie zu entladen. Plötzlich explodirte dieselbe mit verheerender Wirkung. 5 Personen, die umherstanden, wurden verletzt, darunter 3 schwer. Thober wurde der linke Arm abgerissen, der rechte verstümmelt, außerdem wurde er am Kopfe verletzt.

**Wien, 5. Juni.** Im Wahlreformauschusse erklärte der Ministerpräsident Fürst Windischgrätz, die Regierung werde den Wahlreformentwurf des Subcomitees, der mit ihrer Zustimmung zu Stande kam, vertreten, als ob es sich um eine Regierungsvorlage handeln würde. Eine Ausnahme bilde nur die Frage über die Anzahl der Abgeordneten aus der Arbeitercurie, deren Vermehrung um eine geringe Anzahl die Regierung nicht entgegenstehen würde. Der Jungceche Bororad bezeichnete den Entwurf als die Bilanz eines Insolventen und beantragte Uebergang zur Tagesordnung.

— Die „Neue Freie Presse“ meldet: Das gesammte Präliminäre für die Nachanschaffung von Repetirgewehren wurde von 9,000,000 auf 29,000,000 Gulden erhöht. Die Nachanschaffung wurde auf eine Reihe von Jahren vertheilt; für 1896 wurden 1,800,000 Gulden präliminirt. — Also wieder ein gewaltiger Schritt vorwärts auf der Bahn der Kultur!

— Wie die Blätter aus Temesvar melden, fand auf dem Kreuzberge bei Reschirze eine große Erdbebenerschütterung statt, wobei zahlreiche Steinbrucharbeiter erschüttert wurden. Bisher wurde eine Leiche geborgen. Mehrere Arbeiter wurden verletzt. Arbeitertrüfco!

**Mimini, 5. Juni.** Vormittags wurde der Schuhmacher Salvator Gattei als Urheber des Attentats auf den Deputirten Ferrari verhaftet. Die Untersuchung dauert behufs Verhaftung und Feststellung der übrigen Mitglieder der Gruppe, welche Ferrari insultrirte, fort. Das Allgemeinbefinden Ferraris ist befriedigend; derselbe schiief und nahm Nahrung zu sich.

**Paris, 5. Juni.** Der Bergarbeitercongress nahm mit 786,000 gegen 212,000 Stimmen den Antrag an, die Beschlußfassung über die Frage betreffs Ueberproduction auf das nächste Jahr zu verschieben. Die englischen und deutschen Delegirten stimmten für die Verschiebung. Der Congress begann sodann die Berathung des Achstundentages.

**Madrid, 5. Juni.** Vor dem Kriegsgerichte begründete Clavijo das Attentat mit der ungerechten Behandlung, die ihm der General Rivera habe zu Theil werden lassen, erinnerte an die zahlreichen gerichtlichen Verfolgungen, an seinen rückständigen Sold und an das Elend, in welches er veretzt wurde. Der Ankläger beantragte die Todesstrafe. Der Anwalt bemerkt, Clavijo sei zweimal wegen Geisteskrankheit in ärztlicher Behandlung gewesen, constatirt alsdann, daß Clavijo im Dienste sich stets trefflich geführt habe und bittet für ihn um Nachsicht. Nichts destoweniger wurde das Todesurtheil gesprochen, und, wie eine spätere Depesche meldet, auch vollstreckt. Der Unglückliche starb ruhig und gefaßt.

**Petersburg, 5. Juni.** Der Director der politischen Abtheilung der Polizeibehörde, Wirklicher Geheimer Staatsrath Verche, ist plötzlich verschwunden. Am 6. (18.) Mai verließ er sein Haus und ist dort nicht wieder erschienen. Die gesammte Polizei hat sich zu seiner Ermittlung aufgemacht. Man meint, daß der Verdacht eines politischen Mordes sehr nahe liege; andererseits schließt man auf Selbstmord, weil er seine Brieftasche mit Geld und seine Uhr zu Hause gelassen hat.

**London, 5. Juni.** In Shorebitch starb am Freitag ein Mann nach dreißigstündiger Krankheit. Der Arzt wies in dem Todtenscheine nach der Untersuchung auf Cholera hin und erklärte, es ließe sich die Todesursache nicht sicher angeben, bis die mikroskopische Untersuchung der Eingeweide beendet. — Der Sultan von Johore (Malakka), der sich hier aufhielt, ist gestern nach kurzem Krankenlager gestorben.

**Gravesend, 5. Juni.** Der von Buenos Aires hier eingetroffene Dampfer Fulham wurde behördlich desinficirt, weil sich während der Fahrt sechs Cholerafälle ereignet haben, von denen zwei tödtlich verliefen.

**Hongkong, 5. Juni.** Die chinesischen Streitkräfte von Koroformosa befinden sich in vollkommener Auflösung. Beim Herannahen der Japaner begannen der Pöbel und die Soldaten zu plündern und zu meutern. Die Regierungsgebäude in Tai-pek-su und und Hobe sind niedergebrannt. Die Republik ist zusammengestürzt. Der Präsident Tang ist geflohen. Die Fremden sind wohlbehalten, jedoch voller Besorgniß. — Da ist der russische Plan, den Japanern neue Verlegenheiten zu bereiten, wohl wieder gescheitert. Es war' so schön gewesen —!

**Sprechsaal.**

Diese Rubrik stellt die Redaction dem Publikum zur freien Verfügung, soweit der Raum des Blattes solches gestattet. Eine Verantwortung für den Inhalt des in dieser Rubrik Veröffentlichten übernimmt die Redaction dem Publikum gegenüber nicht. Einwendungen werden nur berücksichtigt, falls das Papier auf seiner Seite beschrieben ist.

Zur Auflösung der Gewerkschafts-Versammlung. Wir Socialdemokraten sind es von unseren Gegnern gewöhnt, daß, sofern wir ihre Versammlungen besuchen und dort auch unsere Ansichten bei der Discussion vertreten wollen, entweder das Wort nicht erhalten oder aber niedergebrüllt werden. Mit Stolz haben wir schon oft darauf hingewiesen, daß solches in unseren Versammlungen nicht vorkomme. Die letzte Versammlung hat aber gezeigt, daß, wollen wir als politische reife Männer gelten, im Punkte Selbstbeherrschung wir noch recht viel zu lernen haben. Die nach Ansicht des Schreibers dieser Zeilen recht unmotivirte Auflösung konnte nicht stattfinden, wenn die Versammlung den Gegner mit Ruhe angehört hätte. Genosse Legien hätte ihm dann wohl eine gehörige Section ertheilt. Anstatt aber einzusehen, daß jeder Einzelne durch seine etwas laute Enttäufung die Auflösung verschuldet, fällt man, nicht nur über den Gegner, sondern noch mehr über den Genossen, welcher nichts gethan, als unsere Parteistandpunkt vertreten, mit den ungerechtesten Vorwürfen und beleidigenden Aeußerungen her, will also andere für die eigenen Sünden büßen lassen. Hoffentlich ist die Versammlungsausslösung nach zwei Seiten hin von Nutzen gewesen: 1. Sind die Worte unseres Genossen

Legien nicht ohne Wirkung auf die Anwesenden verhält und 2. werden die Genossen in Zukunft wohl etwas mehr Ruhe und Selbstbeherrschung bewahren.

Standesamtliche Nachrichten.

Vom 5. Juni.

Eheschließungen. I. Bäckergefell Ferdinand Holtaender, jüd., mit Adal Müller, jüd., hier. — Schmied Paul Ploszinski, kathol., Grossen a. D., mit Ida Jengler, kathol., hier.

Geburten. I. Arbeiter Robert Kapuste, evang. S. — Arbeiter Adolf Siegan, ev., S. — Eisenreber Albert Junke, kath., Zwillinge, S. u. T. — Schlosser Ernst Küster, kath., S.

August Scholz, evang., S. — III. Arbeiter Berthold Pfingst, ev., T. — Koch Ignaz Simit, kath., T. — Arbeiter Paul Zöllner, kath., S.

Todesfälle. I. Elfriede, T. des Arbeiters Paul Kaufmann, 12 Woch. — Arbeiterwitwe Glenore Rindfleisch, geborene Pelfner, 71 J.

Briefkasten.

S. & in 21. Sie irren sich, in der „Volkswacht“ stand i. J. nicht, daß das Deutsche Reich zwanzig Milliarden Schulden habe.

Briefkasten der Expedition.

Für den Parteifonds gingen ein: C. W. Beitrag für Monats Mai 1,00 Mk. Durch G. André auf Compt. Jahr 3 Mark erhalten.

Abfahrt und Ankunft der Eisenbahnzüge in Breslau. (M.-E. Z.)

Die Zeiten von 600 Abends bis 559 Morgens sind durch Unterstreichung der Minutenziffern gekennzeichnet. Obereschlesischer Bahnhof. Richtung Liegnitz-Köhlfurt-Sagan: Abf: 605 (S.-Z.); 1015 (S.-Z.); 316 (S.-Z.); 1020 (S.-Z.); 1030.

Märkischer Bahnhof.

Richtung Köhlfurt: Abf: 621; 1230; 610. — Ank.: 721; 1041; 753. Richtung Oels-Schoppnitz: Abf: 610; 818; 1045; 148; 414; 545; 1055.

Oderthor-Bahnhof.

Richtung Oels-Schoppnitz: Abf: 631; 833; 1049; 210; 421; 804; 1109. — Ank. 650; 951; 1183; 212; 527; 754; 955.

Freiburger Bahnhof.

Richtung Königszell: Abf: 520; 720 (S.-Z.); 900; 1255; 310 (S.-Z.); 625; 1106. — Ank. 808; 927 (S.-Z.); 1136; 406; 743 (S.-Z.); 919; 1105.

Richtung Glogau-Reppen: Abf: 735; 1035; 320; 850. — Ank.: 706; 959; 181; 518; 1146.

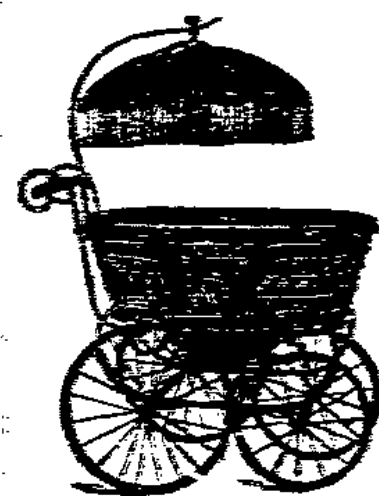
Sonntagsfahrkarten II. und III. Klasse (auch für Feiertage) zu einfachen Personenzug-Fahrpreisen, gültig für Hin- und Rückfahrt am Tage der Lösung, werden ausgegeben in Breslau: Auf dem Freiburger Bahnhof nach Dyhernfurth, Schmolz, Canth, Mettau, Ingramsdorf, Freiberg.

Liebig's Etablissement. Neues Sommer-Theater. Direction: F. Witte-Wild. Donnerstag: „Der Proberauf“. Freitag: „Die alte Koppelung“.

Socialdem. Verein für Breslau u. Umgegend. Donnerstag, Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslocal: Vorstandssitzung.

Große öffentliche Tapezirer-Versammlung. Sonnabend, den 8. Juni, Abends 7 1/2 Uhr bei Herrn Zabel, Kleine Groischengasse.

Tagesordnung: 1. Vortrag: „Die Nothwendigkeit der Gewerkschafts-Organisation.“ Referent: Colleague Redacteur Joh. Sassenbach.



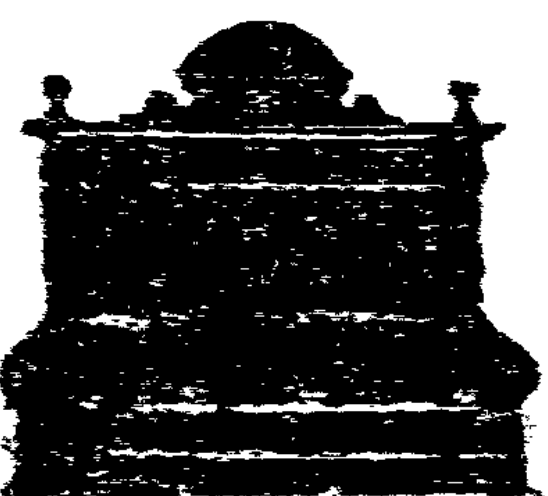
Goetz Söhne Kinderwagen-Fabrik 49 Albrechtsstraße 40. Größtes Kinderwagen-Lager und billigste Preise. Patent-Kinderstühle. Verkauf einzeln zu Fabrikpreisen.

Unzweifelhaft bester, billigster und sparsamster Kaffee-Ersatz und Zusatz. Lebermann's seit Jahren allgemein beliebter. Aechter Kaffee-Trank. Aechter Feigenkaffee nur allein echt zu haben bei A. F. C. Kallmeyer.

Musik-Instrumente. R. Cohn, Musikinstrumentenfabrikant, 17. 2.

Wittener Bieres. Brauerei Wänsche & Co. Ortholoho-Breslau. hellen und dunklen Lagerbiere.

Gesangs-Abtheilung des socialdemokrat. Vereins für Breslau und Umgegend. Jeden Freitag von 8-11 Uhr: Übungsstunde im Vereins-Saal (Rheinmarkt Nr. 8).



Sopha gut und dauerhaft gearbeitet, von 18 Mk. an, polierte Settees mit Matratze und Kissen von 27 Mk. an. Schränke, Tische, Spiegel, Küchenmöbel billig.